

Tagungsbericht Regionalforum Berlin 19. August 2021, Neue Synagoge Berlin

Das Regionalforum Berlin widmete sich, unter der Moderation von **Katharina Schmidt-Hirschfelder**, Journalistin der Jüdischen Allgemeinen, Themen wie kulturelle Bezugspunkte junger Jüd*innen, interkultureller und interreligiöser Austausch mit anderen Minderheiten und Stärkung jüdischen Lebens gegen Antisemitismus.

Kultur spiele eine große Rolle, denn sie sei das Gegenteil von Antisemitismus, so **Sigmunt A. Königsberg**, Antisemitismusbeauftragter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, in seinem Grußwort. Jüdische Kultur schaffe zudem Begegnung und trage zum Abbau von Vorurteilen bei.

Die Podiumsgäste der **ersten Diskussionsrunde**, **Jasmin Andriani**, Rabbinerin, **Levi Israel Ufferfilge**, Leiter der Masorti Grundschule Berlin, **Anna Staroselski**, Vorsitzende der Jüdischen Studierendenunion Deutschland und **Inga Rina Zinman**, Grundschullehrerin und Hobbyfotografin, widmeten sich dem Thema „**Jung, jüdisch, vielfältig**“. Sie sprachen über das Spannungsfeld zwischen Sichtbarkeit jüdischen Lebens und dessen Sicherheit, über jüdische Vielfalt und Themen und Fragen, die junge Jüd*innen beschäftigen.

Am Anfang des Gespräches berichtete *Andriani* über ihren Beruf als Rabbinerin und über den Wandel in der jüdischen Gesellschaft, der dafür Sorge, dass auch Frauen in der Rolle als Rabbinerin akzeptiert werden. Anschließend unterhielten sich die Gesprächsteilnehmenden über Klischees, denen sie im Alltag begegnen. Diese seien weniger religiöser Natur, sondern eher antisemitisch geprägt, schilderte *Ufferfilge*. *Staroselski* berichtete, dass es in der Gesellschaft eine Faszination für das Fremde in den Medien gebe, die das Bild der Jüd*innen präge. Die Vielfalt der jüdischen Bevölkerung sei dagegen nicht sichtbar. Die jüdische Gemeinschaft sei nicht nur divers aufgrund persönlicher Überzeugungen, sondern auch multiethnisch. *Ufferfilge* bekräftigte, dass die Vielfalt sichtbar werden müsse.

Ein weiteres Thema war die Symbolik der 1700-jährigen Tradition jüdischen Lebens im deutschsprachigen Raum. Das Judentum habe in Deutschland eine große Bedeutung für die deutsche Gesellschaft als auch für die jüdische Gemeinschaft, erläuterte *Staroselski*. Auch ihr Leben als Jüdin in Deutschland habe für sie eine Bedeutung: „Als Juden in Deutschland heute zu leben, bedeutet, sicherzustellen, dass Hitler und die Nazis nicht gewonnen haben. Heute leben wir in Deutschland als selbstbewusste Juden und möchten unseren Teil in der Gesellschaft beitragen.“ Das selbstbewusste Leben heute bestätigte auch *Ufferfilge*. Er sehe, dass Eltern ihren Kindern bewusst das Jüdisch- und das Deutsch-Sein vermitteln und andere Zuschreibungen und auch Identitäten abnehmen.

Zudem sprachen die Teilnehmenden über die Shoah und die Aufarbeitung in den Schulen. *Andriani* sprach sich dafür aus, dass das Thema noch mehr an Schulen thematisiert werden müsse. „Jeder Mensch sollte wissen, was in der Vergangenheit passiert ist, damit so etwas nicht mehr passiert“, ergänzte *Zinman*. Sie bekräftigte, dass der erste Ansatz hierfür an den Schulen sei.

Abschließend wurde über das Spannungsfeld zwischen Sicherheit und Sichtbarkeit gesprochen. *Ufferfilge* betonte, dass es „essentiell“ sei, sichtbar zu leben. Mehr Sichtbarkeit führe zu mehr Sicherheit, da auch Selbstverständlichkeit und Bewusstsein zunehmen. In den Anfangsjahren seiner Sichtbarkeit sei ihm viel Antisemitismus entgegengeschlagen. Er schilderte den „Kraftakt“, den es brauche, das öffentliche Bewusstsein für Antisemitismus zu stärken. *Staroselski* sprach sich dafür aus, dass es Sicherheit brauche, bevor Sichtbarkeit möglich werden könne. Nicht jeder Jude und jede Jüdin könne sich öffentlich zum Judentum bekennen. „Der Wunsch nach Normalität ist stark“, so *Ufferfilge*. Die Schüler*innen erhoffen sich mehr Selbstverständlichkeit. Es müsse auf die Probleme bezüglich der Sicherheit aufmerksam gemacht werden, die Bringschuld sei auf der Seite des Staates. Es sei wichtig, über das Framing der jüdischen Gemeinden in der Öffentlichkeit zu sprechen. „Wir sollten in einer Gesellschaft leben, in der es keine Rolle spielt, wo man herkommt, sondern wo man hingelangen möchte“, bekräftigte *Staroselski*. Stigmatisierungen und die Verbreitung von Stereotypen müssten aufhören. Sie sprach sich für mehr Solidarität mit anderen Minderheiten aus, um besser Sichtbarkeit füreinander herstellen zu können. Hier spielen zivilgesellschaftliche Gruppierungen aber auch die Politik eine Rolle. Antisemitismus betreffe die gesamte Gesellschaft, die Politik habe die Möglichkeit, etwas zu verändern, so *Staroselski*.

Es folgte ein **musikalischer Beitrag** von *Vivian Kanner*, Gesang und *Maxim Shagaev*, Akkordeon, mit Liedern jüdischer Komponisten wie Friedrich Hollaender und Franz Waxman. Zur jüdischen Vielfalt gehöre auch eine kulturelle Vielfalt, so Kanner.

Die **zweite Podiumsdiskussion** stand im Zeichen des **interkulturellen Dialoges und gesellschaftlicher Wechselwirkungen**. Zu den Gesprächsteilnehmenden gehörten **Sigmund A. Königsberg**, Antisemitismusbeauftragter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, **Dotschy Reinhardt**, Vorsitzende des Landesrats deutscher Sinti und Roma Berlin-Brandenburg e. V. und **Du'a Zeitun**, Islamwissenschaftlerin.

Zu Beginn diskutierten die Gesprächsteilnehmenden über *Reinhardts* Aussage, der „Ball“ zum gesellschaftlichen Dialog liege immer noch bei den Minderheiten selbst. Sie erläuterte, dass es wenig Wissen über das Leben der Sinti und Roma in den Institutionen und in den kulturellen Beiträgen gebe. Hier solle in der Bildung und in den Lehrplänen an Schulen mehr getan werden. Auch das soziale Umfeld solle darauf achten, eine Sprache, die frei von Rassismus ist, zu verwenden. *Zeitun* fügte hinzu, dass Minderheiten in der Gesellschaft untergehen und daher „der Ball bei den Minderheiten“ liege, um auf sich aufmerksam zu machen. Zudem sei auch Reflexion in den Gemeinschaften und vor allem bei Kindern und Jugendlichen wichtig, um Vorurteile abzubauen und eine Rassismus-freie Sprache zu fördern.

Ein weiterer Schwerpunkt war die interkulturelle und interreligiöse Zusammenarbeit. „[Der] Dialog ist sehr wichtig, nicht nur zwischen Communities, sondern auch in der ganzen Gesellschaft“, so *Zeitun*. Es brauche langfristige und regelmäßige Begegnungen, um Antisemitismus zu lösen. *Königsberg* betonte, dass auch kurzfristig angelegte Projekte ein Schritt in die richtige Richtung seien, die Arbeit aber weitergehen müsse. *Reinhardt* ergänzte, dass auch der Dialog im Alltag einen Teil dazu beitragen könne. Gemeinsamkeiten der verschiedenen Min-

derheiten können den Dialog vereinfachen. *Zeitun* schilderte, dass interreligiöse Gemeinsamkeiten zwischen dem Judentum und dem Islam für sie ein Beispiel seien, wie die Gemeinsamkeit den Dialog fördern könne.

Des Weiteren sprachen die Gesprächsteilnehmenden über Antisemitismus und das Vorgehen dagegen. Die Aufklärung sei rational, „auf den Kopf bezogen“, so *Königsberg*. Das vermittelte Wissen über die Shoah und den Antisemitismus habe nicht dazu geführt, dass der Antisemitismus abgenommen habe. Um erfolgreich gegen Antisemitismus vorgehen zu können brauche es den Menschen als Ganzes, eine emotionale Ebene. Es brauche Reflektion, ansonsten bleibe die Arbeit oberflächlich.

Abschließend wurde das Thema Radikalisierung der Jugend besprochen. Diese liege in der Verantwortung der Gesellschaft, so *Zeitun*. In Deutschland müsse sich ändern, dass die Herkunft und der Migrationshintergrund in den Fokus der Aufmerksamkeit gestellt werden. Die Jugendlichen in den Communities müssten lernen, selber zu reflektieren. Dafür brauche es Raum, in dem dies gelernt werden könne.

Zu Beginn der **dritten Podiumsdiskussion** wurde der **Kurzfilm „Masel Tov Cocktail“** von Arkadij Khaet und Mickey Paatzsch gezeigt. Anschließend unterhielten sich **Hetty Berg**, Direktorin des Jüdischen Museums Berlin, **Arkadij Khaet**, Regisseur und **Ben Salomo**, Rapper, über **kulturelle Vielfalt, museale Bildungsarbeit und Jugendkultur**.

Der Kurzfilm „Masel Tov Cocktail“ zeige die ernste Lebensrealität der Jüd*innen, erläuterte *Khaet*. Im Gespräch betonten sowohl *Khaet* als auch *Berg*, dass der Film als Unterrichtsmaterial gut geeignet sei, eine Diskussion nach der Präsentation des Filmes mit dem Lehrpersonal und den Schüler*innen aber notwendig sei.

Auch in der dritten Podiumsdiskussion besprachen die Teilnehmenden die Diversität des jüdischen Lebens. Diese Diversität spiegle sich auch in den Ausstellungen des Jüdischen Museums wider, so *Berg*. *Khaet* und *Salomo* berichteten, dass es in den letzten Jahren Änderungen in der Kultur und der Film- und Musikbranche gegeben und die junge Generation mehr Selbstbewusstsein entwickelt habe. „Der falsche Weg ist es, sich zu verstecken“, betonte *Salomo*. Das Selbstbewusstsein müsse gefunden werden, um Sichtbarkeit zeigen zu können. Dafür brauche es Sicherheit. Antisemitismus sei gewalttätig und tödlich, so *Salomo*. Es brauche mehr Bewusstsein in der Mehrheitsgesellschaft, dass jüdisches Leben in Deutschland gefährdet ist. Politische Forderungen müssen der Gesellschaft gegenüber hervorgebracht werden und es müsse gegen Antisemitismus vorgegangen werden. Dies könne nicht die Aufgabe der jüdischen Gemeinschaft und nicht die des Jüdischen Museums sein, sondern die der Gesellschaft, so *Berg*. Auch *Khaet* betonte, dass der Kampf gegen Antisemitismus nicht von Jüd*innen selbst gelöst werden könne. „Jüdinnen und Juden können Pioniere sein, um anderen zu zeigen, wie man Antisemitismus erkennen kann und wie Stereotypen aufgebrochen werden können“, verdeutlichte *Salomo*.

Abschließend diskutierten die Gesprächsteilnehmenden, wie das Erbe der 1700 Jahre bewahrt und weitergegeben werden könne. Dies stelle die Arbeit des Jüdischen Museums dar, erklärte *Berg*. Man müsse optimistisch sein und hoffen, dass diese Arbeit etwas bewirkt.